

Joachim Stiller

Schnädelbach  
Was ist Philosophie?

Alle Rechte vorbehalten

## Was ist Philosophie?

*This question cannot be answered in a simple form, because philosophy is a historical phenomenon that has experienced many changes. Hence the contribution begins by sketching what was called «Philosophy» in the past in order to, against the background of this history of the concept, sketch what happens in philosophy today. The thesis is that philosophy essentially concerns attempts at conceptual orientation in the domain of our fundamentals of thought, recognition and action. In philosophical discourse explicative, normative and descriptive aspects can be distinguished. Seen on the whole, philosophy is a conversation and that explains what may seem strange about it, namely its close connection to the history of philosophy, the high measure of forgetting and remembering, and the remarkable consistency of a few core themes over the centuries.*

«Was ist ...?»-Fragen setzen voraus, man könne sie durch eine stabile Charakterisierung, wenn nicht gar durch eine Definition beantworten. Bei Natürlichem, dessen «Wesen» schon genau bestimmt ist – wie Wasser, Granit oder Licht – mag dies angehen, und wenn es sich um schon Definiertes handelt – wie Dynamit, Nylon oder Laser – ist es ganz leicht. Die Philosophie hingegen ist kein natürliches, sondern ein kulturelles Phänomen mit langer historischer Vergangenheit und tiefgreifenden Wandlungen, so dass man, um sie wirklich zu erfassen, in Wahrheit eine lange Geschichte erzählen müsste. Im Übrigen hat niemand ein für alle Mal die Philosophie zu definieren vermocht, obwohl es immer wieder versucht wurde, und somit existiert keine Definition der Philosophie, die man nur zu zitieren bräuchte, um ihr gerecht zu werden. Im Übrigen ist wohl der an der Philosophie Interessierte nicht wirklich an einer solchen Definition interessiert, sondern in der Regel möchte er wissen, was jeweils «Philosophie» genannt wurde (1), und was in der Gegenwart unter diesem Titel betrieben wird (2). Er möchte nicht dabei stehen bleiben, dass dem, wonach er fragt, auf der einen Seite eine fast sprachlose Verehrung als «Königin der Wissenschaften» entgegengebracht wird, um andererseits sich von Managern erklären lassen zu müssen, ihre «Philosophie» sei: «Möglichst hohe Gewinne bei möglichst geringen Kosten.» Dieses verwirrende Bild, das die Philosophie bei den meisten Zeitgenossen abgibt, kann man nur historisch erklären.

## 1. Kleine Begriffsgeschichte von *«Philosophie»*

*«Philosophía»* ist ein griechisches Wort und wird meist mit *«Liebe zur Weisheit»* übersetzt. Aber das hilft uns nicht weiter, denn wer ist heute schon an *«Weisheit»* interessiert? Dieses altväterliche Wort verdeckt, was ursprünglich mit *«sophía»* gemeint war – ein Wissen und Können jeder Art, das sich von den vertrauten Fertigkeiten des Alltags abhob und das wir besser mit *«Bildung»* im umfassenden Sinn wiedergeben sollten. In diesem Sinn lässt Thukydides den Perikles in einer Rede sagen: *«Wir lieben das Schöne (*philokaloûmen*), ohne verschwenderisch zu sein, und wir streben nach Bildung (*philosophoûmen*), ohne zu verweichlichen.»*<sup>1</sup> Hier wird deutlich, dass schon im klassischen Griechenland die Bildung unter Rechtfertigungsdruck stand, denn sie schien ja den traditionellen sportlichen und militärischen Tugenden des *«harten»* Mannes entgegenzustehen. Die erste terminologische Festlegung der Philosophie erfolgte durch Platon. Seine Gegner waren die Sophisten, also Männer, die mit dem Anspruch auftraten, über eine bestimmte *sophía* zu verfügen und sie gegen Geld verkaufen zu können. Dabei handelte es sich vor allem um die *sophía* der Redekunst, die einem die Chance eröffnen sollte, seine Angelegenheiten vor der Volksversammlung oder vor Gericht besonders effektiv vertreten zu können. Von seinem Lehrer Sokrates hatte Platon gelernt, dass derjenige, der um die Grenzen seines Wissens weiß, weiser ist als der vermeintliche Weise, der unkritisch auf seinem Wissen besteht, und so lässt Platon den Sokrates sagen: *«Jemanden einen Weisen (*sophós*) zu nennen dünkt mich etwas Großes zu sein und nur Gott zu gebühren; aber einen Freund der Weisheit (*philósophos*) oder dergleichen etwas möchte ihm selbst angemessener zu sein und schicklicher.»*<sup>2</sup> Dieses sokratische Element wurde durch Aristoteles in den Hintergrund gedrängt, denn bei ihm ist *philosophía* dasselbe wie Wissenschaft im Sinne des begründeten und im Idealfall bewiesenen Wissens. Diese Gleichsetzung blieb in unserer Tradition bis ins frühe 19. Jahrhundert verbindlich; so ließ Isaac Newton sein physikalisches Hauptwerk 1687 unter dem Titel *Philosophiae naturalis principia mathematica* erscheinen, und im 18. Jahrhundert gab es in Frankreich sogar eine *«Philosophie der Fische»*. Dem wurde seit der frühen Neuzeit (Descartes) die Forderung nach vollständiger Begründung hinzugefügt, die nur in einem System möglich sei, wobei meist die Euklidische Geometrie als methodisches Vorbild diente. So formuliert auch

1 Thukydides: *Der Peloponnesische Krieg*, II, 40.

2 Platon: *Phaidros*, 278d.

Kant: «Das System aller philosophischen Erkenntnis ist [...] Philosophie»,<sup>3</sup> und noch Hegel betont: «Philosophie ist wesentlich System»,<sup>4</sup> wobei sich beide nur dadurch unterscheiden, dass Kant die Philosophie qua vollständige Systemwissenschaft nur als eine Idee versteht, die wahrscheinlich nie realisiert werde, während Hegel für sein eigenes System beansprucht, dass sie in ihm realisiert sei. Erst nach Hegel und dem so genannten «Zusammenbruch des Deutschen Idealismus» in den Jahren nach 1831 treten Philosophie und Wissenschaft auseinander und erzeugen die bis in unsere Gegenwart andauernde Debatte, wie sich Philosophie und Wissenschaft zueinander verhalten und ob die Philosophie überhaupt eine Wissenschaft sei.

Dieser nachhaltige Traditionsbruch lässt sich aus dem systematischen Konflikt zwischen den statischen und den dynamischen Aspekten im herkömmlichen Wissenschaftskonzept erklären, in dem das Dynamische letztlich die Oberhand gewann. Das sokratische Wissen um das eigene Nichtwissen war nie ganz aus dem Bewusstsein der Philosophen verschwunden, und schon bei Aristoteles findet sich die Bestimmung der wissenschaftlichen Praxis als Forschung (*zétesis*); Forschung aber ist nur dort sinnvoll, wo man weiß, dass es vieles gibt, was man noch nicht weiß. Die Frage war dann, wie sich Wissenschaft als System und als Forschung im Philosophiebegriff miteinander vereinigen lassen. Freilich hätte auch Platon zugestanden, dass es der Forschung bedarf, denn auch ihm zufolge benötigt der Philosoph Erziehung und Bildung (*paideía*), wie er sie im Höhlengleichnis beschreibt,<sup>5</sup> aber er war gleichwohl davon überzeugt, dass wir eigentlich schon alles wissen, weil unsere Seelen in der Präexistenz im Reich der Ideen das Wahre bereits geschaut hätten, und es deshalb nur bestimmter Anlässe bedürfe, um uns zur Anstrengung der Wiedererinnerung (*anámnēsis*) zu bewegen. Für Aristoteles hingegen stammt all unser Wissen aus der sinnlichen Erfahrung (*empeiría*), und so wird er trotz seiner These, dass trotzdem begründete Wissenschaft möglich sei, zum Stammvater der Philosophie, die man «Empirismus» nennt und wesentlich durch Francis Bacon und John Locke begründet wurde. Sie wandte sich vor allem gegen die neuzeitliche Wiederauflage der *anámnēsis*-Lehre durch Descartes, der die neuzeitlich reformierte Wissenschaft auf die «eingeborenen Ideen» (*ideae innatae*) begründen wollte. Die Tradition des Rationalismus (Malebranche, Spinoza, Leibniz, Christian Wolff u. a.)

3 Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B 866.

4 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Werke* (Theorie Werkausgabe) (Frankfurt a. M.: 1969ff.), Bd. 8, S. 59.

5 Vgl. Platon: *Politeia*, 420ff.

folgte ihm darin, denn man war davon überzeugt, dass nur die Vorstellungen und Wahrheiten, die nicht aus der wechselhaften Erfahrung stammen, also *a priori* sind, dazu geeignet seien, Philosophie als Wissenschaft im streng systematischen Sinn zu begründen.

Auch Kant hielt daran fest, aber er versuchte angesichts des mächtigen Anwachsens der empirischen Forschung im 18. Jahrhundert, durch das die uns vertrauten «Einzelwissenschaften» entstanden, die traditionelle Einheit von Philosophie und Wissenschaft durch einen salomonischen Schiedsspruch zu retten: «Alle Philosophie [...] ist entweder Erkenntnis aus reiner [erfahrungsunabhängiger – H. S.] Vernunft, oder Vernunftkenntnis aus empirischen Prinzipien. Die erstere heißt reine, die zweite empirische Philosophie.»<sup>6</sup> Aber dieses Angebot blieb ohne Folgen. Kant selbst hatte gelehrt, dass die Empirie keine Prinzipien im strikten Wortsinn bereitzustellen vermag, und deswegen könne es in diesem Bereich auch keine Vernunftkenntnis geben, die diesen Namen verdient. Die Empiriker aller Fächer hingegen verzichteten gern darauf, denn ihnen war weniger an systematischer Begründung als an innovativer Forschung gelegen. Zudem hatten sie für die Bezeichnung ihres wissenschaftlichen Tuns als «Philosophie» keine Verwendung mehr und überließen sie gern denjenigen Kollegen, die meinten, über Erkenntnisse aus reiner, d. h. erfahrungsunabhängiger Vernunft zu verfügen. «Empirische Philosophie» erschien jetzt wie ein hölzernes Eisen, während die «reine» Philosophie, die im Deutschen Idealismus und den Systemen des heute vergessenen Spätidealismus des 19. Jahrhunderts noch einmal auflebte, zunehmend ins wissenschaftliche Abseits geriet und sich immer nachhaltiger fragen lassen musste, was sie denn überhaupt noch mit Wissenschaft zu tun habe. Nimmt man hinzu, dass noch für Kant die «reine» Philosophie dasselbe war wie die Metaphysik, die seit eh und je als die erste und höchste Form der Wissenschaft galt, so versteht man auch, warum das Wort «Metaphysik» inzwischen wenn nicht gerade zu einem Schimpfwort, so doch zur Bezeichnung eines unklaren, intellektuell verdächtigen oder irrationalen Denkens degenerierte.

So geriet die Philosophie in eine Identitätskrise, aus der sie sich bis in unsere Tage nicht wirklich zu befreien vermochte. Ihr wissenschaftshistorischer Hintergrund ist der Übergang von der traditionellen Systemwissenschaft auf der Grundlage sicherer Prinzipien zur modernen Forschungswissenschaft, die sich demgegenüber durch Methoden und Standards definiert. Für Letztbegründungen durch erfahrungsunabhängige Prinzipien war da kein Raum

<sup>6</sup> Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B 868.

mehr, und damit verlor die Philosophie auch die Definitionsmacht über das, was Wissenschaft sei und was nicht. Diese Autorität hatte sich vor allen anderen Hegel noch einmal angemaßt, wobei seine herablassenden und manchmal verächtlichen Äußerungen über die jungen Forschungswissenschaften schließlich nur zur allgemeinen Philosophieverachtung im 19. Jahrhundert beitrugen. Was sollte nun aus der Philosophie werden? Es gab verschiedene Auswege. Zunächst lag es nahe, nach Anna Freuds Modell der «Identifikation mit dem Angreifer» gänzlich zur Gegenseite überzulaufen und zu behaupten, dass die moderne Wissenschaft alle unsere Fragen beantworten könne und wir deswegen die Philosophie nicht mehr benötigten. Wollte man gleichwohl Philosoph bleiben, konnte man sich dem neuen Wissenschaftskonzept fügen und auch in der Philosophie vom System zur Forschung übergehen. Dann konnte man versuchen, sich in ein komplementäres Verhältnis zur Forschungswissenschaft zu setzen, ohne mit ihr im Einzelnen zu konkurrieren. Ferner war es auch möglich, für die Philosophie einen aparten Gegenstandsbereich zu reklamieren, um sich in ihm als selbstständige Wissenschaft neu zu formieren. Schließlich bot sich an, den Anspruch der Wissenschaftlichkeit überhaupt fallen zu lassen, den Anschluss an die Literatur zu suchen, um dort philosophisch eigene Wege zu gehen.

Dass die Philosophie überflüssig sei, weil wir doch die Wissenschaften hätten, war um die Mitte des 19. Jahrhunderts die herrschende Meinung, und sie wurde seither in immer neuen Varianten vertreten. Natürlich ist auch das eine philosophische Überzeugung, die man Naturalismus nennt, und die sicher ist, dass naturwissenschaftliche Methoden ausreichen, um alle traditionellen philosophischen Fragen zu beantworten. So wird auch heute noch vertreten, dass die Evolutionsbiologie genüge, um sämtliche Rätsel des menschlichen Erkennens und Handelns aufzulösen.<sup>7</sup> Lange Zeit galt auch empirische Psychologie als ein solches Wundermittel.<sup>8</sup> Seit Neuestem erleben wir die Neurophysiologie in dieser Rolle, die das, was auf ihren Bildschirmen beobachtet wird, für die definitive Klärung dessen hält, was tatsächlich bei unserem Erkennen und Handeln abläuft; da ist es kein Wunder, dass nicht nur die Willensfreiheit, sondern auch die Ideen von Verantwortung, Lob und Tadel auf der Strecke bleiben.

<sup>7</sup> Zu nennen sind hier die Entwürfe der Evolutionären Erkenntnistheorie und Ethik.

<sup>8</sup> Vgl. die Schriften des Behavioristen Burrhus F. Skinner, vor allem *Jenseits von Freiheit und Würde* (1971).

Die Naturalisten, die die Naturwissenschaften als die wahre Philosophie präsentieren, gehen in der Regel auch dazu über, deren Ergebnisse zu verallgemeinern und sie zu einem neuen, modernen Weltbild zusammenzufügen.

9 Damit ahmen sie nur nach, was die Forschungswissenschaftler einst dem Systemidealismus vorgeworfen hatten, nämlich sich von der wirklichen Forschungspraxis zu entfernen, sich über die zu erheben, um sie dann «von oben» zu bevormunden. Gleichwohl bedienen die naturalistischen Generalisten bis heute ein verständliches Bedürfnis, denn die einzelnen, sich immer weiter ausdifferenzierenden Wissenschaften schaffen eine ständig anwachsende Unübersichtlichkeit, die immer erneut die Frage provoziert, wie denn alles miteinander zusammenhängt: Das Haus der Wissenschaft mit seinen zahllosen Räumen muss doch auch ein Dach haben, unter dem sich alles vereint findet. Mit dieser Dach-Metapher sieht sich die Philosophie bis heute konfrontiert; von der «Königin der Wissenschaften» wurde ständig erwartet, dass sie das vielgestaltige und disparate wissenschaftliche Wissen zusammenführt und in eine überschaubare Landkarte einträgt. Es lohnte sich, einmal eine Geschichte der Bestseller zu schreiben, die seit über 150 Jahren diese Nachfrage zu befriedigen versprochen.

Eine Variante dieser Strategie lässt sich anhand einer anderen Metapher beschreiben – der des Fundaments des Wissenschaftsgebäudes. Seit Aristoteles bis zu Kant verstand sich die Metaphysik als die Wissenschaft, die als «Erste Philosophie» die allgemeinsten Prinzipien und Bestimmungen alles Seienden darzustellen habe. Diese Aufgabe wird auch nach dem angeblichen Ende der Metaphysik noch für aktuell gehalten, aber jetzt der wissenschaftlichen Grundlagenforschung zugewiesen. Hatten die Philosophen noch geglaubt, genau sagen zu können, was Raum, Zeit oder Materie sei, so erwartet man dies jetzt nur noch von der Theoretischen Physik. Was «Leben» bedeutet, sagen uns die Molekularbiologen, und «Geist» die Hirnforscher, und wer sollte etwas dagegen sagen.

Wollte man hingegen das Feld der Philosophie nicht einfach verlassen und zu den Wissenschaften überlaufen, musste man sich fragen, wie in diesem Bereich die Ablösung der System- durch die Forschungswissenschaft möglich sei. Was also konnte «Forschung» in der Philosophie bedeuten? Man hat öfter behauptet, die einzelnen Wissenschaften hätten sich von der Philo-

9 Einschlägig sind hier die Werke der von Marx und Engels als «Vulgärmaterialisten» bezeichneten Autoren Ludwig Büchner, Vogt und Moleschott, aber auch das in zahlreichen Auflagen erschienene Buch *Die Welträtsel* von Ernst Haeckel (1899).

sophie «emanzipiert» und ihr dadurch gar keinen eigenen Erkenntnisbereich übrig gelassen, aber dies beruht auf einer optischen Täuschung. In der Tat waren bis ins 19. Jahrhundert alle freien, d. h. nicht auf Anwendung ausgerichteten Wissenschaften wie die Theologie, Jurisprudenz und Medizin in einer vierten Fakultät vereint, die im Sinne des aristotelischen *philosophía*-Begriffs als «Philosophische Fakultät» bezeichnet wurde. Was wir heute «die Naturwissenschaften» nennen, gehörte bis in die 60er Jahre ebenfalls dazu, und noch heute gibt es in der Schweiz philosophisch-historische und philosophisch-naturwissenschaftliche Fakultäten. Den Fachphilosophen im engeren Sinn, die in der Regel Professuren für Metaphysik innehatten, billigte man in dieser Fakultät aus Traditionsgründen eine gewisse Führungsrolle zu, weil «Metaphysik» eben als «erste», d. h. als Prinzipienwissenschaft galt, aber damit war es nach dem Übergang von der System- zur Forschungswissenschaft zu Ende. Es bedurfte gar keiner Befreiung der «Einzelwissenschaften» aus der Bevormundung «der» Philosophie als Universalwissenschaft, weil die Forscher die Philosophen nicht länger brauchten, um ihre Forschungsfelder abzustecken oder ihre Wissenschaftlichkeit zu garantieren; das hatten sie schon seit langem selber übernommen, und so überließ man die «reinen» Philosophen gern sich selbst.

Die Naturwissenschaftler hatten sich schon seit dem 17. Jahrhundert kaum noch um die Metaphysik gekümmert und ihre eigenen Methoden und Standards entwickelt; darum war es nur konsequent, dass sie in Deutschland nach 1860 aus der Philosophischen Fakultät auszogen und eine eigene Fakultät gründeten. Im Rest der alten Philosophischen Fakultät aber hatten inzwischen die Historiker und Philologen die Führung übernommen. Was sie betrieben, hatte seit Aristoteles und noch bei Kant als nicht wissenschaftsfähig im Sinn des Systemmodells gegolten, sondern nur als Kunst (*téchne, ars*). Nach dem Übergang vom System zur Forschung aber bestand kein Grund mehr, diesen «Künsten» den Wissenschaftsstatus vorzuenthalten, wenn man ihn methodologisch zu definieren vermochte, und genau dies geschah z. B. in der Form einer Hermeneutik oder Historik,<sup>10</sup> wo die längst praktizierten Forschungs- und Überprüfungsregeln explizit formuliert wurden. Für diese neuen historisch-hermeneutischen Forschungsdisziplinen bürgerte sich vor allem durch Wilhelm Dilthey die Bezeichnung «Geisteswissenschaften» ein, und damit eröffnete sich für die Philosophen die Chance, im Rahmen ihrer

10 Grundlegend waren hier: Friedrich D. E. Schleiermacher: *Hermeneutik und Kritik* (1838), sowie Johann Gustav Droysen: *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodik der Geschichte* (seit 1857).



angestammten Fakultät ebenfalls historisch-hermeneutisch zu forschen und so ihrer Identitätskrise zu begegnen. Dabei entstand die paradoxe Situation, dass bis in die Zeit der Universitätsreformen der 70er Jahre in Deutschland die Fachphilosophen in der Philosophischen Fakultät nur eine kleine Minderheit unter lauter Historikern und Philologen waren, was die Neigung verstärkte, es in Fragen der Wissenschaftlichkeit dieser starken Mehrheit nach Möglichkeit nachzutun. So entstanden umfangreiche philosophiehistorische Werke und unendlich verdienstvolle kritische Texteditionen der Klassiker der Philosophie, ja man kann sagen, dass wir dieser historisch-hermeneutischen Wende überhaupt erst das sachgemäße und kritisch überprüfbare Bild von der philosophischen Vergangenheit verdanken, ohne das wissenschaftliches Philosophieren heute gar nicht denkbar wäre. Zugleich aber hält sich bis heute das Gerücht, Philosophie sei «Geisteswissenschaft», also nichts anderes als historisch-hermeneutische Forschung; sie bestehe also darin zu erforschen und zu wissen, was Platon, Aristoteles oder Kant alles gemeint und gesagt haben. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten war es an vielen Universitäten besser, bei Promotionen oder Habilitationen umfangreiche Werke über historisches Denken zu präsentieren und dabei eigene Gedanken zu vermeiden, denn die konnten angesichts der großen philosophischen Vergangenheit ja nur unwissenschaftlich sein.<sup>11</sup>

Tatsächlich hatte sich aber die Philosophie der Neuzeit immer primär an den Naturwissenschaften orientiert, wobei sich Descartes und Kant selbst ausdrücklich auch als Naturforscher verstanden hatten und in diesem Bereich Bedeutendes beitrugen. Die Geisteswissenschaften gab es ja erst später, und als man nach der Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckte, dass es gute Gründe gibt, die Philosophie zu rehabilitieren, weil die einzelnen Wissenschaften nicht alle unsere Fragen beantworten können, war damit freilich nicht die idealistische Systemphilosophie gemeint. Der Schlachtruf lautete «Zurück zu Kant!», denn der hatte zwar die Metaphysik neu begründen wollen, aber diesem Vorhaben das Projekt einer Untersuchung und Kritik unseres Vernunftvermögens vorangeschickt, das in einer Zeit, in der Wissenschaftler offensichtlich ungerechtfertigte Geltungsansprüche erhoben und sogar damit begannen, weltanschauliche Weltbilder anzubieten, unter dem Titel «Erkenntnistheorie» wieder attraktiv wurde. Die Kantbewegung und der Neukantianismus, der bis in die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts an den Universitäten

<sup>11</sup> Vgl. dazu meine Streitschrift: *Morbus hermeneuticus. – Thesen über eine philosophische Krankheit*, in H. S.: *Vernunft und Geschichte. Vorträge und Abhandlungen* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987) S. 279ff.

dominierte, propagierten in diesem Sinn ein komplementäres Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft, wobei wegen ihrer Nähe zum historischen Kant primär die Mathematik und die Naturwissenschaften gemeint waren; erst Wilhelm Dilthey unternahm später den analogen Versuch für die Geisteswissenschaften.

«Komplementär» bedeutete dabei, dass sich die Philosophie als Wissenschaft nicht in inhaltliche Fragen der Forschungswissenschaften einmischt, sondern sich auf die logischen, methodologischen und erkenntnistheoretischen Probleme der Forschung als solcher konzentriert und eben dadurch zu den Forschungserfolgen beiträgt. So entstand das Konzept der Philosophie als Wissenschaftstheorie, das durch die Zusammenführung mit der Tradition der sprachanalytischen Philosophie seit Russell und Wittgenstein seit den 30er Jahren begann, die internationale philosophische Szene weitgehend zu prägen. In Deutschland kam dieser Einfluss erst in den 60ern an, aber auch hier führte er dazu, dass plötzlich fast überall Professuren für Wissenschaftstheorie eingerichtet wurden.

Ein weiterer Ausweg aus der Identitätskrise der Philosophie als Wissenschaft wurde von den Philosophen beschritten, die versuchten, für ihre Forschungen einen selbstständigen und von den Wissenschaften nicht betretbaren Bereich abzustecken. Hier ist vor allem die Konzeption Edmund Husserls der Philosophie als Phänomenologie zu nennen, die seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts deswegen besonders attraktiv war, weil sie in Abgrenzung von der logisch-methodologischen Selbstbegrenzung der Neukantianer ein neues sachhaltiges und dabei zugleich streng wissenschaftliches Philosophieren zu ermöglichen schien.<sup>12</sup> (Jetzt sollte nicht mehr nur dauernd das Messer gewetzt werden, jetzt wollte man endlich schlachten.) Diese Faszination hat bis heute angehalten, und wenn auch die phänomenologische Tradition inzwischen viele verschiedene Formen ausgebildet hatte – man denke an so verschiedene Autoren wie Martin Heidegger, Max Scheler, Helmuth Plessner oder Merleau-Ponty in Frankreich – so blieb sie doch eine sehr beständige Gegenbewegung gegen den Rückzug der Philosophie auf Wissenschaftstheorie und Sprachanalyse. Sie schien vor allem das Rückgrat der kontinentalen Traditionen abzugeben gegen die Kolonisierung durch das «Angelsächsische». Die Frage war seit den Anfängen nur, wie man das phänomenologische Forschungsfeld gegenüber dem der empirischen Wissenschaft abgrenzen wollte. Husserl vertraute hier auf eine bloße Einstellungsveränderung: eine *epoché*, d. h. die Enthaltung von allen Existenzbehauptungen sollte genügen, um das reine Wesen der Bewusstseinsphänomene

12 Vgl. Edmund Husserl: *Philosophie als strenge Wissenschaft* (1911).

beschreibbar zu machen, ohne es damit der Psychologie zu überantworten. Diese Idee einer Wesensphänomenologie als «strenge Wissenschaft» erwies sich zwar als besonders fruchtbar, denn sie regte manche der bedeutendsten philosophischen Werke des vergangenen Jahrhunderts an, aber ihr genauer wissenschaftstheoretischer Status blieb bis heute ungeklärt; wahrscheinlich war genau diese Unklarheit die Ursache der Faszination, die bis heute vom phänomenologischen «Zu den Sachen!» ausgeht. Der Gretchenfrage «Philosophie als Wissenschaft?» konnte man schließlich auch dadurch ausweichen, dass man dieses Junktim aufkündigte, den Wissenschaftsanspruch der Philosophie ausdrücklich preisgab, und zwar in der Überzeugung, dass er dem Wesentlichen der Philosophie entgegenstehe. Zu nennen ist hier vor allem Søren Kierkegaard, der im Zeichen des existenziellen, das Individuum in seiner konkreten Lebenssituation betreffenden Denkens der herkömmlichen wissenschaftlichen Philosophie – vor allem Hegel – eine den Menschen irreführende und sein «Eigentliches» verdeckende Objektivierung vorwarf. Karl Jaspers' Konzept der Philosophie als «Existenzerhellung», Martin Heideggers Verdikt «Die Wissenschaft denkt nicht» und der gesamte Existenzialismus haben Kierkegaards Vorschlag angenommen und weitergeführt. Dieser Trend war zudem mächtig verstärkt worden durch den Eindruck, dass die auf Logik und Wissenschaftstheorie sowie auf historisch-hermeneutische Forschung fixierte Universitätsphilosophie nicht das Ganze sein könne, und so waren auch andere bedeutende philosophische Ausbruchsversuche aus dem Wissenschaftsgefängnis zu verzeichnen, für die Friedrich Nietzsche das Vorbild geliefert hatte. Die gesamte Lebensphilosophie (Georg Simmel, Oswald Spengler, Ludwig Klages, u. v. a.) ist hier zu nennen, aber auch so starke und nur schwer irgendwo einzuordnende Autoren wie Ernst Bloch, Walter Benjamin oder Theodor W. Adorno gehören dazu. Der französische Poststrukturalismus hat dann ausdrücklich dafür plädiert (Derrida), die traditionelle Unterscheidung zwischen Philosophie und Literatur aufzuheben und das Ideal der Wissenschaftlichkeit auf sich beruhen zu lassen, und auch dies fand hier zu Lande Gehör, was man anhand der zahlreichen Publikationen von Peter Sloterdijk bestätigt finden mag.

## ***2. Was Philosophen tun***

Nach dieser komplizierten Vorgeschichte bietet das, was heute «Philosophie» genannt wird, ein sehr komplexes Bild. Man kann das so ausdrücken:

Was ist Philosophie? 21

«Philosophie» ist ein Plural. Was gegenwärtig unter diesem Titel betrieben wird, reicht von der kritischen Edition philosophischer Texte und deren Interpretation über die System-, Ideen- und Begriffsgeschichte sowie die vielgestaltige Problemdiskussion bis hin zur Publizistik in den Feuilletons und konkreten Lebensberatung in der «Philosophischen Praxis». Das alles wird «Philosophie» genannt und hat seine eigene Berechtigung. In dieser Situation sind Alleinvertretungsansprüche unangebracht. Die Zeiten, in denen die unentbehrlichen geisteswissenschaftlichen Anteile der Philosophie – also das Historisch-hermeneutische – als Maßstab der Wissenschaftlichkeit von Philosophie überhaupt galten, sind vorbei. Umgekehrt lässt sich das rein komplementäre Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft schon deswegen nicht mehr aufrechterhalten, weil es da an klaren Trennlinien fehlt,<sup>13</sup> und deswegen können die herkömmliche Analytische Philosophie und die Wissenschaftstheorie, die lange Zeit die Wissenschaftlichkeit der Philosophie für sich gepachtet zu haben schien, nicht den gesamten philosophischen Problembereich abdecken. Die Philosophen sind andererseits gut beraten, wenn sie sich nicht gegen die Einsichten der Wissenschaften abschotten und zudem Impulse aus der literarischen Produktion aufnehmen. Hinzu kommen die wachsenden Ansprüche der Öffentlichkeit an die Philosophie. Das philosophische Interesse hat in den letzten Jahrzehnten ständig zugenommen, vor allem in der Politikberatung, und hier sollten sich die Beteiligten daran erinnern, dass die Philosophie niemals nur ein «Orchideenfach» war, für das es heute vielfach gehalten wird. Seit ihren Anfängen war sie ein wesentlicher Motor der europäischen Aufklärung und eine Produktivkraft der Leitideen, an denen sich unsere moderne Welt immer noch orientiert. Der Öffentlichkeitsanspruch an die Philosophie ist freilich nicht problemlos, denn in unserer wissenschaftlichen Zivilisation findet nur das Gehör, was hieb- und stichfest ist, also nach wissenschaftlichen Standards überprüft werden kann. Deswegen müssen die Philosophen ihr Fach eben auch als Wissenschaft betreiben und dort ihren speziellen und häufig schwierigen Untersuchungen nachgehen, denn nur dann haben sie zu den drängenden Fragen der Zeit etwas zu sagen, was Gewicht und Bestand hat. Die ihrem demokratischen Auftrag verpflichtete Philosophie muss somit im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Aufklärung operieren, und wenn sie dies verlässt, droht entweder die folgenlose Spezialisierung in einer intellektuellen Subkultur

13 Vgl. Willard Van Orman Quine: *Two dogmas of empiricism* (1951), jetzt deutsch in ders.: *Von einem logischen Standpunkt*, übers. von P. Bosch (Frankfurt a. M., Berlin, Wien: Ullstein, 1979).

oder das unverbindliche Geschwätz, das den allgemeinen *bullshit*<sup>14</sup> nur noch vermehrt.

Um den Kernbereich der Philosophie abzustecken, muss man versuchen, das Besondere und Eigene der Tätigkeit zu bestimmen, die man «Philosophieren» nennt. Es handelt sich dabei um eine besondere Art des Denkens, um Nachdenken, und so kann die Philosophie als eine Kultur der Nachdenklichkeit gelten. «Nachdenken» meint dabei, dass wir dabei unseren Gedanken hinterherdenken, sie zum Thema machen, um sie zu klären, zu ordnen und in größere Zusammenhänge einzuordnen. Das Nachdenken ist kein Privileg der Philosophen, denn es geschieht unendlich oft auch im Alltag, und ohne so etwas gäbe es auch keine Wissenschaft. Philosophisch wird dieses Nachdenken, wo es grundsätzlich wird, und wir müssen grundsätzlich werden, wenn wir die Übersicht verloren haben und bemerken, dass wir mit unseren bisherigen Denkweisen in eine Sackgasse geraten sind. In diesem Sinn sagt Ludwig Wittgenstein: «Ein philosophisches Problem hat die Form: «Ich kenne mich nicht aus.»<sup>15</sup> Hier mag man einwenden, die Konfusion könne doch nicht der einzige Anlass für das Philosophieren sein, hatte es nicht Platon und mit dem Staunen (*thaumázein*) beginnen lassen und Descartes und seine Nachfolger mit dem Zweifel? Platon selbst beschreibt das Staunen nicht als bloßes ästhetisches Fasziniertsein, sondern als einen Zustand des Schwindels, ja der schmerzhaften Irritation,<sup>16</sup> und die cartesianische Zweifelsmethode, die auch Kant befolgt, ist ja auch nichts anderes als eine Antwort auf die Erfahrung, dass die Situation der Philosophie ausweglos ist, wenn man so weiter macht wie bisher. Was somit das Philosophieren auf den Weg bringt, sind unabweisbare gedankliche Orientierungsbedürfnisse, die sich im Bereich des Nachdenkens über unsere Gedanken bemerkbar machen und uns nötigen, dieses Nachdenken mit anderen Mitteln und mit verschärften Anforderungen fortzusetzen. Somit kann man das Philosophieren verstehen als den Versuch gedanklicher Orientierung im Bereich der Grundsätze, die unsere gesamte Lebenspraxis bestimmen, also unseres Denkens, Erkennens und Handelns.

Man mag einwenden, diese Bestimmung des Philosophierens als Nachdenken über unsere Gedanken sei zu eng, und wo bleibe die Wirklichkeit. Dazu ist zu sagen, dass es die Aufgabe der Wissenschaften ist, sich direkt der

14 Der Ausdruck von Harry G. Frankfurt als Titel seines Buches (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2006).

15 Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, § 123.

16 Vgl. Platon: *Theätet*, 155c und *Menon*, 80a.

Wirklichkeit zuzuwenden, und dass es wohl unmöglich ist, einen Realitätsbereich auszumachen, den man der Philosophie als ihr *proprium* zuordnen könnte. Die Texte und Ideen der Vergangenheit können es doch nicht sein, denn dann wäre Philosophie nur eine Art von Literatur- und Geschichtswissenschaft, und die Phänomene der Phänomenologen sind ein ziemlich unsicheres Feld, das sich, wie deren Verfechter selbst zugeben müssen, nur über die gedankliche Zuwendung zu schon Gedachtem überhaupt erschließen lässt. Der Wirklichkeitsbezug der so bestimmten Philosophie ist freilich nicht ausgeschlossen, aber er ist eben nur als indirekter möglich – über den Umweg über unsere Gedanken über die Wirklichkeit. Zudem waren die Versuche grundsätzlicher gedanklicher Orientierung niemals das alleinige Privileg derer, die man als Philosophen bezeichnet; es geschah und geschieht immer wieder gerade in den Wissenschaften selbst. Die folgenreichsten Neuorientierungen unseres Denkens erfolgten in der Moderne gerade nicht durch Philosophieprofessoren, sondern durch bedeutende Wissenschaftler wie Charles Darwin, Sigmund Freud oder Albert Einstein, und jede Philosophiegeschichte wäre unvollständig, die diese gedanklichen Leistungen nicht berücksichtigte.

Wenn man somit einräumt, dass das so beschriebene Philosophieren nicht nur in philosophischen Seminaren, sondern auch und gerade in den Wissenschaften erfolgt – und man müsste hier auch bedeutende Literaten hinzunehmen –, dann hat man zwar die Philosophie aus der babylonischen Gefangenschaft der Geisteswissenschaften befreit, aber muss sich sofort die Frage gefallen lassen, warum sie dann, wenn sie ohnehin überall praktiziert werden kann, als selbstständiges Universitätsfach existieren muss. Dafür gibt es nur eine pragmatische Rechtfertigung. In der Regel haben die Wissenschaftler keine Zeit für das grundsätzliche Nachdenken, und deswegen ist es vernünftig, in der Wissenschaftslandschaft bestimmte Inseln auszuweisen, auf denen dies auf wissenschaftlichem Niveau möglich bleibt. Der Vorteil dieser Regelung ist, dass die Nachdenklichen aus allen Richtungen diese Insel ansteuern können, also nicht nur die Naturwissenschaftler, sondern auch die Vertreter aller übrigen Disziplinen, um hier die kompetenten Gesprächspartner bei ihren Orientierungsversuchen zu finden. Das beinhaltet umgekehrt die Verpflichtung der Philosophie als Fach, sich nicht nur mit ihren eigenen und häufig selbst produzierten Problemen zu beschäftigen, sondern für das offen zu sein, was an nachdenklichen Fragen von außen an sie herangetragen wird. Diese können die Philosophen sicher nur selten allein beantworten, und so müssen sie sich häufig erst kundig machen, um sie wirklich zu verstehen; sie erfüllen aber ihre Aufgabe, wenn sie das ge-

meinsame, interdisziplinäre Philosophen zu ermöglichen versuchen und dazu aus eigener Fachkompetenz etwas beitragen.

Die Frage ist dann: Welche Möglichkeiten haben die Philosophen denn, zur Lösung unserer grundsätzlichen Orientierungsprobleme beizutragen?

Wie kann man das philosophische Nachdenken genauer fassen? Beschreiben lässt es sich nur anhand der sprachlichen Praxis, d. h. der Form des

Diskurses, den die Philosophierenden führen, denn in ihre Gehirne können wir nicht hineinschauen. Die Philosophie Platons war bestimmt von dem Erschrecken, was der Fall wäre, wenn die Sophisten mit der These Recht hätten, es gäbe keine Wahrheit, sondern bloß Meinungen, und was die Menschen für gerecht hielten, sei immer nur eine Machtfrage. Diese Situation

eines unerträglichen *thaumázeîn* brachte das auf den Weg, was wir bis heute als die grundlegenden Fragestellungen der theoretischen und praktischen

Philosophie ansehen: Was ist Wahrheit? Was ist Gerechtigkeit? Akzeptable

Antworten können wir nur dann geben, wenn wir zunächst fragen, was die Begriffe *«Wahrheit»* und *«Gerechtigkeit»* bedeuten, und das gelingt nur, wenn wir zunächst untersuchen, wie die jeweiligen Begriffswörter gebraucht werden.

Dass sich Begriffe nicht unabhängig von ihrer sprachlichen Verwendung analysieren lassen, hat uns die sprachanalytische Philosophie gelehrt, und daraus folgt, dass die Begriffe nichts anderes sind als die Regeln des für korrekt gehaltenen Gebrauchs der Begriffswörter. Diese Praxis der Begriffsklärung schließt selbstverständlich mit ein, dass man nicht bei der bloßen

Konstatierung des jeweils Gemeinten stehen bleibt, sondern auch zu klären versucht, ob jener Gebrauch angemessen ist oder nicht doch zu korrigieren wäre. Man kann dies unter dem Stichwort *«explikativer Diskurs»* der Philosophie zusammenfassen, und es gibt gute Gründe, ihm mit Wittgenstein einen methodischen Primat in der wissenschaftlichen Praxis des Philosophierens zuzuweisen.

Mit hinreichend geklärten und korrigierten Begriffen wie *«Wahrheit»* oder *«Gerechtigkeit»* kann man sich aber nicht begnügen, denn wir wollen sie auch anwenden, wenn es strittig ist, ob eine Behauptung wahr oder eine Entscheidung gerecht ist. Jetzt geht es nicht mehr bloß um die Bedeutung von

*«wahr»* und *«gerecht»*, sondern um Kriterien des Wahr- und Gerechtheits, und dies nötigt uns, in den *normativen Diskurs* der Philosophie überzuwechseln.

Hier geht es um Geltungsfragen, und sie waren es, die die neuzeitliche Philosophie mit dem Zweifel beginnen und sich bei Kant als Kritische Philosophie

voll entfalten ließen. Das bedeutet nicht, dass Explikatives dabei keine

Rolle spielte, aber es stand nicht im Zentrum der Untersuchungen, weil man in vielen Fällen der traditionellen Begrifflichkeit vertraute. Erst als dieses

Vertrauen schwand, trat der explikative Diskurs als grundlegende Aufgabe des Philosophierens deutlich hervor, und sein Medium ist seitdem vor allem anderen die methodische Sprachanalyse, die man mit Wittgenstein auch als <Philosophische Grammatik> bezeichnen kann.

Nicht nur Husserl und die Phänomenologen, sondern auch der späte Wittgenstein haben darauf bestanden, dass es auch deskriptive Aufgaben der Philosophie gibt, also auch ein *deskriptiver Diskurs* unentbehrlich sei. Bei Husserl selbst ist unklar, wie buchstäblich sein Bestehen auf der Methode des Beschreibens zu verstehen ist; häufig spricht er in einem Atemzug auch von <Analyse>, was nahelegt, dieses Beschreiben als Metapher für die Begriffs- und Gedankenexplikation zu verstehen, und tatsächlich geschieht in seinen Werken hauptsächlich genau dies. Beim späten Wittgenstein der *Philosophischen Untersuchungen* ist auch vom Beschreiben unserer tatsächlichen Redepraxis die Rede, womit sich die Philosophen zu begnügen hätten, aber damit ist keineswegs empirische Linguistik gemeint, sondern die gedankliche Vergegenwärtigung der Regeln, denen wir in unseren «Sprachspielen» jeweils schon folgen. Husserl und Wittgenstein verbindet trotz aller Unterschiede, dass sie das Beschreiben betonen, um alle voreiligen Erklärungsversuche aus der Philosophie auszuschließen. Zunächst soll klar werden, was tatsächlich in unserem Denken und Sprechen geschieht, ehe man dazu übergeht, zu fragen, warum es geschieht und mit welchem Recht. Ob es im gedanklichen Bereich wirklich beschreibbare Sachverhalte gibt, wie die Phänomenologen behaupten, ist sicher umstritten; gleichwohl hat der deskriptive Diskurs in der Philosophie einen unbestreitbaren Platz, denn wir können die explikativen und normativen Probleme nicht angehen, ohne eine Menge über die Wirklichkeit zu wissen und dies uns beim Philosophieren zu vergegenwärtigen.

Die Unterscheidung zwischen dem explikativen, dem normativen und dem deskriptiven Diskurs der Philosophie hat den Vorteil, dass man mit ihrer Hilfe innerphilosophische Konfusionen und methodische Fehler identifizieren und bearbeiten kann. Die gehen häufig auf Diskursvermengungen zurück. Wer glaubt, ein befriedigend geklärter Wahrheitsbegriff taue deswegen schon als Wahrheitskriterium, erzeugt einen Kurzschluss zwischen dem explikativen und dem normativen Diskurs und geht dadurch in die Irre. Kant schreibt dazu: «Die alte und berühmte Frage, womit man die Logiker in die Enge zu treiben vermeinte, ist diese: «*Was ist Wahrheit?*» Die Namensklärung der Wahrheit, dass sie nämlich die Übereinstimmung der Erkenntnis mit ihrem Gegenstand sei, wird hier geschenkt und vorausgesetzt; man verlangt aber zu wissen, welches das allgemeine und sichere Kriterium



der Wahrheit einer jeden Erkenntnis sei.»<sup>17</sup> Kant zeigt dann, dass diese berühmte Wahrheitsdefinition als Wahrheitskriterium gerade nicht geeignet ist, weil dies auf einen Zirkel führt, denn man muss ja den Gegenstand schon kennen, um entscheiden zu können, ob unsere Erkenntnis von ihm damit übereinstimmt; also ist bei der Anwendung eines solchen Kriteriums, die über wahr oder falsch entscheiden soll, Wahrheit schon vorausgesetzt. – Wer meint, es genüge, etwas genau zu beschreiben, um daraus schließen zu können, was zu tun sein, wechselt unmittelbar vom Deskriptiven ins Normative über und begeht den berühmten Naturalistischen Fehlschluss von Sein auf Sollen. – Verbreitet ist auch die Überzeugung, man müsse, um die Bedeutung von Wörtern zu klären, nur angeben, worauf sie sich beziehen, d. h. die Bedeutung von <Baum> sei der Baum, und da brauche man doch nur hinzusehen. Wo es aber nichts zu sehen gibt wie bei nicht mehr existierenden oder abstrakten Gegenständen hilft das nicht weiter, denn niemand kann einfach auf Napoleon oder den Kapitalismus hinweisen. Die Erklärung der Wortbedeutung durch Hinweis funktioniert also nur in vergleichsweise wenigen Fällen. Das Hinweisen aber ist in der Regel mit Beschreibungen verbunden, und so kann man jene simple Bedeutungstheorie auf die Vermengung des explikativen mit dem deskriptiven Diskurs zurückführen. In fast allen Fällen sind wir bei Begriffsexplikationen darauf angewiesen, die Regeln anzugeben, denen wir beim Gebrauch der Begriffswörter folgen, und so sagt Wittgenstein: «Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.»<sup>18</sup>

Was Beobachter dessen, was Philosophen tun, nachhaltig zu irritieren vermag, sind vor allem drei Besonderheiten: die enge Bindung an die Philosophiegeschichte, das ungewöhnlich hohe Ausmaß des Vergessens und Wiedererinnerns und die bemerkenswerte Konstanz einiger weniger Themen. Beim Physikstudium kann man die Geschichte der Physik auf sich beruhen lassen, aber in der Philosophie kommt man ohne deren Geschichte nicht aus. – Bei den meisten Wissenschaften ist es selbstverständlich, dass das neue Wissen auf dem älteren aufbaut, und so sagte Carl Friedrich von Weizsäcker einmal, wer nicht wisse, was die Wissenschaft schon weiß, könne sie auch nicht voranbringen. Die Philosophie bietet da ein gänzlich anderes Bild. Natürlich kommt man dabei ohne ein bestimmtes Grundwissen nicht aus, aber von einem kontinuierlichen Wissensfortschritt kann hier einfach nicht die Rede sein. Vor allem das 20. Jahrhundert zeigt, wie im Diskurs der

17 Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B 82.

18 Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, § 43.

Philosophie immer wieder neue, lebhaft Debatten aufkommen, abebben und dann wieder vergessen werden, wodurch sie nur noch dafür gut sind, dass jemand darüber promoviert. Als Beispiele können gelten: Der Werturteilsstreit, die Kontroverse zwischen Martin Heidegger und Ernst Cassirer, der Positivismusstreit, die Debatten über die methodologisch definierte Einheitswissenschaft und die wissenschaftlichen Erklärungen, die Aufregungen um die radikale Vernunftkritik; der von Neurophysiologen angezettelte Kampf um die Willensfreiheit wird auch bald in diese Reihe gehören. – Was die wenigen hartnäckigen Themen betrifft, so kann man den Philosophen mit gutem Grund vorwerfen: «Seit bald 2500 Jahren wollt ihr herausbekommen, was Wahrheit oder Gerechtigkeit seien; ihr seid immer noch dabei, habt also offenbar bisher immer noch nichts Haltbares vorzuweisen. So etwas gibt es in keiner anderen Wissenschaft.»

Die Philosophie kann sich hier nur durch den Hinweis rechtfertigen, dass sie ein Gespräch ist. Die gedankliche Orientierung im Bereich unserer theoretischen und praktischen Grundsätze, die ihren Kern ausmacht, ist eine Aufgabe, die die Selbstverständigung unserer gesamten Kultur betrifft, und die ist nur intersubjektiv lösbar. Das Philosophieren gerät dadurch unvermeidlich zu einem vielstimmigen und häufig dissonanten Konzert, in dem es unklug wäre, diejenigen, die ihre Stimmen nicht mehr selbst erheben können, einfach auszuschließen. Das vergangene Denken unserer Tradition muss darum hier notwendig auch zu Wort kommen, und damit dies möglich bleibt, brauchen wir die historisch-hermeneutische Forschung auch in der Philosophie. – Wie in allen Gesprächen wechseln auch in dem der Philosophie die konkreten Gesprächsanlässe, und daraus erklärt sich die wandelbare Aktualität der philosophischen Gesprächsthemen. Häufig stehen hier erbitterte Kontroversen am Anfang, die sich aber meist unter dem Druck von Argumenten und Gegenargumenten wechselseitige Relativierungen gefallen lassen müssen, um schließlich alle polemische Energie einzubüßen, denn der nächste Streitpunkt steht ja schon auf der Tagesordnung. – Und warum die merkwürdige Daueraktualität philosophischer Themen? Tritt die Philosophie nicht dauernd auf der Stelle? Gibt es hier gar keinen Fortschritt? Dazu ist zu sagen, dass trotz allen kulturellen Wandels unsere grundsätzlichen Orientierungsbedürfnisse sich auf die grundlegenden Situationen beziehen, die unser Leben bestimmen, und deswegen gibt es in Wahrheit gar nicht so viele verschiedene philosophische Probleme. Die Stoiker teilten die gesamte Philosophie ein in Logik, Physik und Ethik, und sie folgten dabei der Einsicht, dass es offenbar nur drei Basisbereiche unseres Weltumgangs gibt – der des rationalen, theoretischen und des praktischen Weltverhaltens. Wenn sich hier

durch kulturellen Wandel Grundlegendes ändert, entstehen Orientierungsbedürfnisse, die sich eben nur im erneuten Rekurs auf die Grundsätze unseres Denkens, Erkennens und Handelns bedienen lassen, und deswegen muss die Philosophie unter veränderten Bedingungen immer wieder auf ihre alten Themen zurückkommen.<sup>19</sup>

<sup>19</sup> Um ständige Eigenzitate zu vermeiden, nenne ich die Titel der Arbeiten, in denen ich ausführlicher auf das Thema «Was ist Philosophie?» eingegangen bin: *Reflexion und Diskurs. Fragen einer Logik der Philosophie* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1977), zum Diskurs der Philosophie insbes. S. 135ff.; *Philosophie in Deutschland 1831-1933* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1983), zur Situation der Philosophie im 19. Jahrhundert insbes. S. 118ff.; Art. «Philosophie», in *Philosophie. Ein Grundkurs*, hg. von H. S., Ekkehard Martens (Reinbek: Rowohlt TB, 72004) S. 37ff.; *Das Gespräch der Philosophie. Berliner Abschiedsvorlesung* (2002), jetzt in H. S.: *Analytische und postanalytische Philosophie. Vorträge und Abhandlungen 4* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2004) S. 334ff.

Joachim Stiller

Münster, 2012

# Philosophie ist...

Philosophie ist die Liebe zur Weisheit.

Philosophie heißt Liebe zur Weisheit.

Der Philosoph ist ein Freund der Weisheit.

Philosophie ist die Kunst der Begriffe.

Literatur ist die Kunst der Sprache.

Philosophie ist die Kunst der Begriffe und Literatur ist die Kunst der Sprache.

Philosophie ist die Kunst, die richtigen Fragen zu stellen.

Philosophieren heißt, die richtigen Fragen stellen.

Philosophie ist Wissenschaft.

Philosophie ist Metawissenschaft

Philosophie ist ein Welterklärungsmodell.

Philosophie ist ein Welterklärungsversuch.

Philosophie ist Aufklärung.

Philosophie ist die Kunst des sauberen Argumentierens.

Philosophieren heißt, sauber zu argumentieren.

Philosophie ist herrlich.

Philosophie ist das Schönste, wo gibt.

Philosophie ist Sex mit der geistigen Welt.

Philosophie ist das Beste, wo gibt.

Philosophie ist das Beste von allem.

Philosophie ist:

- a) Metaphysik, dann ist sie dogmatisch, oder
- b) Transzendentalphilosophie, dann ist sie kritisch, oder
- c) Wissenschaft, dann ist sie empirisch.

Philosophie ist ein Schachspiel. Genau wie die Politik. In beiden Fällen geht es um Fragestellungen, Probleme und Problemlösungen.

Philosophie ist eine Tasse ohne Henkel.

Philosophie ist ein Fass ohne Boden. (Woodshape)

Philosophie ist eine Erzieherin des Menschen.

Philosophie ist eine Erzieherin der Menschheit.

Philosophie ist eine Seelenschule.

Philosophie ist ein Seelenschulungsweg.

Philosophie ist eine Geistesschule.

Philosophie ist ein Geistesschulungsweg.

Philosophie ist ein Erkenntnisweg.

Philosophie ist eine Geisteswissenschaft.

Philosophie ist ein bisschen wie ein Fußballspiel: Man muss lernen, aus einer "kontrollierten Abwehr" ein "möglichst dynamisches Spiel" zu entwickeln. Und wenn man dann unter einer kontrollierten Abwehr ein möglichst genaues Verständnis der Vorgegebenen Texte und Auffassung erreicht, dann hat man es schon.

Philosophie mag eine Wissenschaft sein, oder eine Kunst, oder ein Spiel, oder gar eine Erzieherin, etwa der Menschheit. Aber wenn die Philosophie eine Wissenschaft ist, dann sicherlich eine der letzten Dinge. Und eine solche Wissenschaft lässt sich schon von der Sache her niemals als "strenge" Wissenschaft betreiben. Höchstens in seltenen Ausnahmefällen.

Philosophie ist die Wissenschaft der letzten Dinge.

Philosophie ist ein Spiel um Sinn und Bedeutung.

Philosophie ist der spielerische Umgang mit den Begriffen.

Philosophie ist eine Art Turnmeisterschaft: Der Philosoph schwingt sich von Ast zu Ast und von Baum zu Baum.

Joachim Stiller

Münster, bis 2013

Ende

[Zurück zur Startseite](#)

